



Heftbetreuung:
Arnulf Zöller

blickpunkt

Theorie-Praxis-Transfer: Wenn es denn so einfach wäre
Arnulf Zöller

1

thema

Kann Evidenzbasierung Grundlage einer qualitativ hochwertigen schulischen und betrieblichen Ausbildung sein?

Chancen und Grenzen dieses Anliegens

Peter F. E. Sloane

2

„Niemanden zurücklassen – BS“

Die Erstellung eines Basistrainers zur Förderung von beruflichen Basiskompetenzen in der Berufsschule

Stephan Jansen

6

Mehr als Transfer: Universitätsschulen als Kooperationsraum zur Verbindung von Wissenschaft und schulischer Praxis

Karl-Heinz Gerholz und Karl Wilbers

9

Kollaboration bei der Gestaltung von Unterrichtskonzepten mit neuen Medien

Nutzen für Schule und Universität

Manuel Förster, Clemens Frötschl, Pankraz Männlein und Jörg Neubauer

13

Forschungsmonitor Schule –

Forschungserkenntnisse für die Praxis aufbereiten

Veronika Manitus und Johannes Rosendahl

16

Wissen und Können: die Expertenschaft der Praktiker, der Lehrkräfte und der Ausbilderinnen und Ausbilder stärken

Manfred Eckert

21

interview

Interview mit Expertinnen und Experten der deutschen Berufsbildung: Frau Prof. Ute Clement, Frau OStDin Claudia Galetzka und Herrn Prof. Dr. Hubert Ertl

24

spektrum

Die berufliche Bildung von Geflüchteten im Fokus des Arbeitsmarktes

Friedel Schier

28

Traumapädagogik in der frühkindlichen Bildung

Professionalisierung durch Fortbildung und wissenschaftliche Evaluation

Marianne Friese, Clemens Hafner, Mechthild Hermann und Simon C. Vollmer

31

Innovative Weiterbildungsangebote für nicht formal Qualifizierte am Beispiel Bewachungsgewerbe

Dominique Dauser

35

Eine Didaktik der Nachhaltigkeit für die berufliche Aus- und Weiterbildung

Konzept und Erfahrungen in der Umsetzung

Michael Burchert, Joanna Burchert, Dorothee Mix und Dirk Grossmann

38

Das Inklusionsbarometer Arbeit: Übergang von Schule in den Beruf

Wie finden Jugendliche mit Behinderung einen Ausbildungsplatz?

Dagmar Greskamp, Julia Ehlert-Hoshmand, Sven Jung und Jörg Lichter

41

international

Service-Learning als Theorie-Praxis-Dialog:

Nutzen und Wirkung für Lernende und Organisationen

Peter Slepcevic-Zach und Michaela Stock

44

magazin

Rezension

47

kurz notiert

48

Vorschau • Impressum

49

Theorie-Praxis-Transfer: Wenn es denn so einfach wäre

Wenn doch alles so schön zusammengefügt würde, wie das Titelbild dies suggeriert. Pädagogische, organisationale, strukturelle Handlungsfelder, wie sie sich in der schulischen und betrieblichen Ausbildungspraxis in vielfältiger und oftmals durchaus komplexer Weise tagtäglich darstellen, korrespondieren mit fundierten, verfügbaren und handhabbaren Erkenntnissen der jeweiligen Bezugswissenschaften und ergänzen sich so zu einem aus beiden Perspektiven professionellem Ganzen, das wiederum beide Seiten befruchtet.

Auch wenn dies eher einem Wunschdenken entspricht, als anzustrebendes Ziel oder vielleicht auch nur als Vision einer Theorie-Praxis-Kooperation in der beruflichen Bildung könnte es positive Wirkungen entfalten.

Aktuell hat das Schlagwort „Evidenzbasiertes Praxishandeln“ als eine Forderung insbesondere aus dem Feld der empirischen Bildungsforschung Konjunktur, wobei hier immer der unausgesprochene „Vorwurf“ mitschwingt, schulische (und betriebliche) Praxis mögen sich doch endlich mehr an vorliegenden wissenschaftlichen Erkenntnissen und belastbaren empirischen Daten orientieren. Dagegen ist erst einmal nichts einzuwenden. Jede Profession tut gut daran, sich bei ihrem Handeln an den theoretischen, forschungsbasierten Grundlagen und aktuellen Erkenntnissen ihrer Disziplin zu orientieren. Man stelle sich die Arbeit von Architekten und Ärzten ohne eine derartige Rückkopplung zu ihren Bezugswissenschaften vor!

Das Praxisfeld (schulischer) Ausbildung alleine ist jedoch schon äußerst vielschichtig. Über welche Praxis sprechen wir? Natürlich sprechen wir über den konkreten Unterricht, die Gestaltung der jeweiligen Lehr-Lern-Prozesse und der dazugehörigen Lernumgebungen. Aber sind nicht auch die Arbeit im Kollegium, die Leitung einer Schule, die Lehrerbildung im Referendariat, ja

selbst die Bildungsadministration Praxisfelder, deren Professionalität ganz wesentlich Auswirkung auf den konkreten Erfolg jeglicher (Aus)Bildungsarbeit hat? Wenn dem so ist, ergibt sich dann nicht sofort auch die Frage, über welche Wissenschaft wir denn sprechen? Geht es um Erkenntnisse der Fachwissenschaften mit der Frage „Unterrichten wir das Richtige?“ oder sprechen wir über die Fachdidaktiken mit der Frage „Ob wir denn das Richtige richtig unterrichten?“ Wie nahe sind die Erkenntnisse der Fachdidaktiken an ihre jeweiligen Fachwissenschaften gekoppelt? Meinen wir die Bildungswissenschaften, die empirische Bildungsforschung, die Neurowissenschaften oder die unterschiedlichen Sozialwissenschaften mit ihren jeweils ganz unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen und Fragestellungen?

Unterstellt man den guten Willen beider Seiten, in eine konstruktive und nachhaltige Kooperation einzutreten, bleibt immer noch die Herausforderung eines passenden „Matchings“. Immer schon gab es funktionierende bilaterale Projekte einzelner Professuren und Hochschulen mit einigen wenigen Schulen, eine strukturell angelegte, nachhaltig wirkende und auch entsprechend geförderte Infrastruktur findet sich allerdings nur in Ansätzen. Die pädagogischen Landesinstitute arbeiten aktuell an diesen Herausforderungen, ihre Rolle könnte die des Mittlers, des Transporteurs und des „Übersetzers“ sein, der gleichzeitig dafür Verantwortung trägt, dass Erkenntnisse und Erfahrungen über Einzelschulen hinaus in die Fläche der jeweiligen Schullandschaft getragen würden. Dies würde zwar bei den meisten Instituten eine innerorganisationale Neuorientierung bedeuten, wäre aber gleichzeitig eine deutliche Aufwertung ihrer vielfältigen pädagogischen Arbeit.

Sowohl Sloane wie auch die im Interview dieser Ausgabe befragten Expertinnen und Experten sprechen von der

Unterschiedlichkeit der beiden hier dargestellten „Welten“, der Welt der Praxis und der der Wissenschaft. Sie betonen aber auch die Bedeutung, ja fordern geradezu die Intensivierung einer reflektierten und realistischen Theorie-Praxis-Kooperation auf Augenhöhe und priorisieren den Aspekt der Kooperation gegenüber dem einseitigen Transfergedanken.

Wie gesagt, es gibt vielfältige Ansätze einer derartigen strukturierten Kooperation, das im vorliegenden Heft angesprochene Universitätsschulkonzept oder auch die weiteren Beiträge können als gelungene Beispiele dienen, aber eben nur auf lokaler oder regionaler Ebene. Um die anfangs skizzierte Vision ein Stück greifbarer zu machen braucht es insbesondere eine initiierende, aber auch eine unterstützende und nachhaltige Infrastruktur. Damit stellt sich naturgemäß die Frage der Finanzierung. Auch wenn es ein großer Schritt vorwärts wäre, eine derartige Infrastruktur in den jeweiligen Bundesländern zu realisieren, wäre dies letztendlich aber doch ein zu enger Rahmen, insbesondere wenn man die internationale Ausrichtung der Wissenschaft, aber auch die globale Verflechtung der Arbeitswelt betrachtet.

Sicherlich wäre ein einschlägiges, mehrjähriges und wenn möglich gemeinsames Förderprogramm von Bund und Ländern in dieser Richtung geeignet, hier den notwendigen Initiierungsimpuls zu leisten. Mit der Arbeitsgemeinschaft Berufsbildungsforschungsnetz (AGBFN) mit ihren verschiedenen Mitgliedsinstitutionen stünde vermutlich auch ein geeigneter Ansprechpartner und Unterstützer zur Verfügung. Einen Versuch wäre es wert.

Arnulf Zöller, OStD

Staatsinstitut für Schulqualität und Bildungsforschung (ISB), München
arnulf.zoeller@isb.bayern.de

Kann Evidenzbasierung Grundlage einer qualitativ hochwertigen schulischen und betrieblichen Ausbildung sein?

Chancen und Grenzen dieses Anliegens

Abstract: Evidenzbasierung wird von der Idee getragen, dass empirisch bestätigtes Wissen eine wichtige Grundlage für erfolgreiches praktisches Handeln ist. Es wird untersucht, welchen Geltungsanspruch das empirische Wissen überhaupt hat und wie dieses Wissen von Praktikern rezipiert wird. Es werden die Grenzen empirischen Wissens ausgeleuchtet und es wird herausgearbeitet, dass jede Theorie nur über die Rezeption dieses Wissens durch den Praktiker Eingang in die Praxis finden kann. Somit ist Evidenzbasierung nachhaltig von der Rezeptionsfähigkeit und -bereitschaft der Praktiker abhängig. Zugleich muss aber auch die Forderung nach einer Passung der Theorie für die speziellen praktischen Anforderungen erhoben werden. Im Endeffekt macht dies einen Dialog von Forschung und Praxis erforderlich.

Peter F. E. Sloane

„Evidenzbasierung“ wird gewöhnlich so verstanden, dass die Praxis von den Ergebnissen empirisch-analytischer Forschung geleitet werden sollte. Nachgewiesene und theoretisch bestätigte Wirkungen sollen den praktischen Entscheidungen zugrunde gelegt werden. Konkret: Wenn man in einer Schule oder in einem Ausbildungsbetrieb z. B. selbstreguliertes Lernen implementieren möchte, so sollen die Entscheidungen, die hier getroffen werden müssen, auf empirisch-analytisch gewonnenen Ergebnissen basieren.

Dagegen spricht erst einmal nichts. Die Voraussetzung ist allerdings, dass es diese Ergebnisse, und zwar mit der implizit zugeschriebenen Qualität (empirisch bestätigt, theoretisch begründet und somit zuverlässig), gibt.

Theorie-Transfer auf der Grundlage evidenzbasierter Forschung

Die naive Position ...

„Evidence-based“ zu arbeiten folgt der Annahme, dass wissenschaftliche Befunde unmittelbar in die praktische Arbeit transferiert werden können. Dies impliziert ein spezifisches Transferverständnis: Transfer wird als Theorieangebot verstanden. Ein Selbstverständnis, welches sich in dem i. d. R. nicht weiter diskutierten Bonmot ausdrückt: *Nichts ist praktischer als eine gute Theorie*. Ob dies stimmt, könnte selbst wieder evidenzbasiert geprüft werden. Untersuchungen zum Transfer bestätigen diese Annah-

me nicht. Theorieangebote allein reichen nicht aus.

Hier lohnt es sich dann schon, genauer hinzuschauen und zu fragen, was Theorien sind. Empirische Forschung zielt vielfach auf das Erklären von Wirkungszusammenhängen, idealerweise in der Form, dass man eine Hypothese untersucht, indem man ein genau definiertes Treatment (z. B. ein Unterrichtsdesign) im Hinblick auf bestimmte Ergebnisse (Wirkungen) untersucht.

Bei einer sehr strengen Auslegung dieses Ansatzes wird versucht, eine ‚Wahr-Falsch-Aussage‘ zu bekommen. Bezogen auf das Beispiel wäre damit gemeint, dass das Treatment entweder eine vermutete Wirkung erzielt oder nicht. So wird Regelwissen der Form ‚Wenn ... dann‘ (nomologisches Wissen) gewonnen. Es gilt der Grundsatz, dass das Widerlegen einer Annahme ein stabileres Wissen (Falsifikation) ist als dessen Bestätigung (Verifikation). Empirische Forschung tendiert daher dazu, Wissen darüber zu gewinnen, was nicht funktioniert. Solange die Widerlegung nicht gelingt, ist ein geprüftes Treatment vorläufig gültig, bis es endgültig widerlegt wird.

In der konkreten aktuellen Forschung wird das Wahr-Falsch-Kalkül jedoch nicht wirklich verwandt, vielmehr werden Wahrscheinlichkeiten angegeben, mit denen ein bestimmtes Treatment eine Wirkung erzielt (stochastischer Ansatz), etwa in der Form, dass man herausarbeitet, welche Wirkungen ein Unterrichtskonzept hat und mit welcher Wahrscheinlichkeit diese Wirkung einsetzt. Dies führt dann zu Theorien der Form,

dass man z. B. sagen könnte, dass eine bestimmte Fragetechnik *ceteris paribus* mit einer Wahrscheinlichkeit von x % ein gewünschtes Ergebnis erzielt. Die *Ceteris-Paribus*-Bedingung besagt, dass dieses Ergebnis nur unter der Bedingung gelten soll, dass alle weiteren Faktoren ausgeblendet werden.

... eine elaborierte Position

Letztlich stellt sich die Frage, wie Wissen in der Praxis der beruflichen Bildung, also in Betrieben und Schulen, rezipiert wird. Wenn man vom Theorieangebot ausgeht, so stehen Praktikern vorläufig bestätigte und/oder falsifizierte Theorien und Konzepte zur Verfügung. Der Praktiker könnte also auf ein reichhaltiges Theorieangebot zurückgreifen. Manche Forscher fordern daher Praktiker dazu auf, diese Theorien zu lesen, sie zu studieren und die Ergebnisse zu nutzen¹. Dies ist die oben erwähnte naive Sicht auf das Phänomen. Man muss, um ein anderes Bonmot zu nutzen, *den Praktiker dort abholen, wo er steht*. Praktiker interessieren sich für Theorie, wenn sie sich davon die Lösung eines konkreten, oft sehr komplexen, für die Wissenschaft zuweilen überkomplexen Problems versprechen. Hier liegen ganz gegensätzliche Interessen und Vorstellungen vor, wie ein verallgemeinertes, auf realen Erfahrungen basierendes Beispiel verdeutlicht:

In verschiedenen empirischen Studien wurde der Frage nachgegangen, ob der handlungsorientierte Unterricht, z. B. mit Hilfe von Lernsituationen, bestimmte Kompetenzen, z. B. mathematische Fähigkeiten, besser fördert als der traditionelle Fachunterricht.

In den Forschungsberichten, die der Öffentlichkeit zugänglich sind, wird dann oft von zwei Treatments gesprochen und deren jeweilige Wirkung mit statistischen Verfahren dokumentiert. Man weiß dann als Leser, welche Wirkung beispielsweise ein handlungsorientiertes Konzept hatte, ggf. erfährt man auch von sehr wichtigen Wechselwirkungen, z. B. zwischen Vorbildung und Treatment im Hinblick auf eine Zielgröße. Man erfährt aber i. d. R. nicht, wie das Treatment – die konkrete Unterrichtseinheit – aufgebaut war. Für viele Forscher ist nämlich die konkrete Ausgestaltung der untersuchten Lerneinheit weniger wichtig. Vorrangig geht es

um eine Wirkungsprüfung und deren modellhafte Darstellung. Die erzielten Ergebnisse sind *ceteris paribus* gültig.

Dieses Wissen muss nun in die Praxis übertragen werden. Aus der Sicht eines Praktikers stellt sich dann die Frage, wie er dieses Regelwissen, welches oft in statistischen Kennziffern dargestellt ist und welches kaum Hinweise über den konkreten Aufbau, die benutzten Medien usw. enthält, in seine praktische Arbeit übertragen kann. Genau genommen weiß der Leser eines Journalbeitrags nicht einmal, ob die Vorstellung der Forscher darüber, was ein handlungsorientiertes Treatment ist, den Vorstellungen entspricht, die er als Leser hat. Er kann lediglich sagen, dass ein Treatment ‚H‘ besser oder schlechter auf ein Ziel ‚Z‘ hin gewirkt hat als ein Treatment ‚S‘.

Dem Praktiker geht es weniger um einzelne bestätigte Aussagen dieser Form, vielmehr will er Hinweise über konkrete Lernumgebungen haben, um deren Wirkung im Hinblick auf Ziele nachvollziehen zu können. D. h. aus der praktischen Perspektive heraus geht es weniger um ein Treatment, vielmehr geht es um eine konkrete Unterrichtskonzeption und um die Entwicklung des Treatments bzw. – wie ich es dann nennen würde – des Designs. Für die Entwicklung von Unterrichtskonzepten auf der Basis von empirischen Erkenntnissen benötigt der Praktiker daher eigentlich mehr als nur eine Regel. Er müsste wissen, wie die untersuchten Unterrichtskonzepte genau entwickelt wurden, welche Gestaltungsprinzipien angewandt wurden, welche Kontextbedingungen Einfluss hatten u. v. m.

Die nachfolgende Abbildung verdeutlicht die jeweiligen Blickrichtungen von Forschung und Praxis:

Arbeitskontext der Praxis: Lerneinheiten, Problemlösungen usw.		
Empirisch-analytische Forschung	← →	Praktisches Handeln
Treatment: Messung von Wirkungen (Nomologische Aussage)		Design: Gestaltung von Wirklichkeit (Problemlösung)
(verengtes) Wissen		(komplexe) Gestaltung

Abbildung 1: Arbeitskontexte der Praxis als Treatment und/oder Design

Man erkennt, dass sich die beiden Perspektiven nicht zwingend ausschließen, sieht aber wohl zugleich, worin das Problem besteht. Das Treatment der For-

schung ist häufig zu eng und vereinfachend geschnitten für die Komplexität der praktischen Gestaltung. Zugleich benötigt der Praktiker viele Informationen, die der Forscher, der in erster Linie Wirkungen feststellt, erfahrungsgemäß oft ausblendet. Sicherlich wäre es hilfreich, wenn hier öfter Fachdidaktiker und weniger Lernpsychologen die Forschung betreiben würden, man könnte bei ihnen zumindest ein Verständnis erwarten in Bezug auf die Fragen der Praktiker.

Letztlich muss der Verwender der Theorie – also der Praktiker – das Wissen in seinen Handlungskontext systematisch und zielführend einbinden. Es kommt dabei dann nicht primär darauf an, was mit der Theorie in der Forschung ausgesagt wird, sondern was damit in der Praxis aus Sicht des Praktikers bewirkt werden kann. Dies ist mehr als ein einfacher Transferprozess, dies ist ein Transformationsprozess von Wissen in einen neuen Handlungskontext.

Entscheidend ist aber die Rezeptionsfähigkeit und -bereitschaft der Praxis. Vereinfacht gesprochen: Zum einen müssen Praktiker lernen, mit Theorien umzugehen, sie zu rezipieren, ihre Tragweite zu erkennen und das Wissen, welches ihnen angeboten wird, in ihren eigenen Handlungskontext einzubeziehen. Zum anderen muss man aber auch fragen, ob aus Sicht der Rezeptionserwartung der Praxis nicht auch ein anderes Theorieangebot erforderlich ist.

Eine erste Überlegung wäre, dass die Forschung ihre Treatments viel genauer auf die Designwünsche der Praxis abstimmen muss.² Nach meiner Beobachtung werden Treatments aber in der Wirkungsforschung eher unter dem Aspekt der Messung und Kontrolle entwickelt. Offen bleibt letztlich das berech-

tigte Interesse der Praxis, mehr über die Konstruktion der geprüften Treatments zu erfahren.

Austauschprozesse zwischen Wissenschaft und Praxis

Es ist daher erforderlich, wenn man eine evidenzbasierte praktische Arbeit fördern möchte, den Austauschprozess zwischen den Produzenten und den Anwendern von Forschung zu verbessern. Evidenzbasierung gelingt nicht, wenn man Theorien und Konzepte, die von Forschergruppen entwickelt werden, einfach nur anbietet. Vielmehr ist es erforderlich, die Problemstellungen, wie sie von Praktikern im beruflichen Alltag erfahren werden, zum Ausgangspunkt von Forschung zu machen.

Dabei sind durchaus verschiedene Vorgehensweisen denkbar:

- Man kann in Workshops Forschungsergebnisse anbieten, muss diese aber dann mit den Praktikern zusammen situieren, d. h. auf die komplexe Problemstellung der Praxis beziehen.
- Man kann in solchen Workshops auch das Wissen von Praktikern herausarbeiten und gleichsam umgekehrt auf die theoretischen Modelle beziehen und ggf. von einem Diskrepanzempfinden her neue Forschungsfragen generieren.

In beiden Fällen wird aber die ‚Einbahnstraße‘ des Transfers von der Wissenschaft in die Praxis aufgelöst durch einen gemeinsamen Marktplatz als Ort der Diskussion vor dem Hintergrund des jeweiligen Wissens, der jeweiligen Zielsetzung und der jeweiligen Bedürfnisse.

Folgt man diesem dialogischen Verständnis, so entsteht in der Kooperation mit der Praxis und als Folge eines elaborierten Transfermodells zwischen Wissenschaft und Praxis ein neues Wissen, das man (in den Ingenieurwissenschaften) als technologisches oder (in den Sozialwissenschaften) als gestaltungsorientiertes Wissen bezeichnen könnte. Manche Fachvertreter haben Zweifel, dass dies noch Forschung sei. Das so generierte Wissen scheint aber sehr relevant zu sein.

Zu den Grenzen aktueller empirischer Forschung

Ergebnisse empirischer Forschung können nur Grundlage einer evidenzbasierten Praxis sein, wenn das gewonnene

Wissen stabil ist, es sich also um eine situationsübergreifende typische Tatsachenfeststellung handelt. Daher müssen sich empirische Forschungsergebnisse replizieren lassen, d. h. die nochmalige Prüfung eines Treatments müsste zum gleichen Ergebnis führen.

Empirische Arbeiten gerade in der Unterrichtsforschung oder zur Kompetenzmessung werden oft nur einmal durchgeführt. Es fehlen bestätigende Wiederholungen von solchen Studien. Es gibt explizit daher die Forderung, in dieser Forschungsrichtung Replikationsstudien durchzuführen. Dort, wo sie durchgeführt werden, beträgt die Replikationswahrscheinlichkeit i. d. R. 20 bis 30 %. Das ist gravierend, bedeutet es doch gewissermaßen als Evidenzaussage zu der Forschung selbst, dass sich die Ergebnisse in der Regel nicht bestätigen lassen. Damit stellt sich die Frage, ob es überhaupt relevante Aussagen in dem Umfang gibt, dass eine evidenzbasierte Arbeit in der beruflichen Ausbildung, aber wohl generell in der Bildungsarbeit, überhaupt geleistet werden kann.

Man fragt daher als kritischer Betrachter der Bildungsforschung, warum überhaupt so vehement eine Evidenzbasierung behauptet wird, können doch die Forschergruppen, die hier oft im Gespräch sind, zurzeit gar nicht gewährleisten, dass die hierfür notwendigen Theorien zur Verfügung stehen. Dass trotzdem diese Diskussion geführt wird, liegt wohl eher an wissenschaftspolitischen Mechanismen. Man kann allerdings auch eine methodologische Überlegung anstellen:

Empirisch gewonnenes Wissen basiert auf der Überlegung einer zeitlichen Folge von Ursache und Wirkung und der prinzipiellen Wiederholbarkeit und Berechenbarkeit von solchen Prozessen. Es gibt aber auch kontingente Ursachen-Wirkungs-Prozesse. Kontingenz heißt, dass eine Wirkung erzielt werden kann oder auch nicht, losgelöst und unabhängig von jeder Wahrscheinlichkeit. Mit anderen Worten: Die Wahrscheinlichkeit einer Replikation ist nicht stabil. Damit wird eine wichtige prognostische Grundlage für den Transfer von Ergebnissen aufgelöst und man muss zumindest auch alternative Forschungsansätze in Erwägung ziehen.

Alternativen zur Weiterentwicklung des Theorie-Transfers

Der Transfer von Theorien in Praxis ist eine Übertragung eines sprachlichen Produktes, welches in der Lebenswelt ‚Wissenschaft‘ gewonnen wurde, in die Lebenswelt ‚Praxis‘. Theorieanwendung und Theorieproduktion sind vielfach getrennt voneinander.

Der Blick muss verstärkt auf die Anwender der Theorien gerichtet werden. Es reicht nicht aus, Theorien anzubieten. Theorieangebote sind Reflexionsangebote für Praxis. Sie werden nur dann handlungsleitend, wenn sie für den Praktiker eine Erklärungskraft für dessen Praxis haben.³

Hier leistet die gestaltungsorientierte Forschung, konkret der Design-Based Research-Ansatz, einen wichtigen Beitrag.⁴ Die gemeinsame Arbeit von Forschern und Praktikern zielt nämlich darauf, dass in gemeinsamen Arbeitskontexten ein Dialog zwischen den Vertretern von Forschung und Praxis geführt wird. Erst durch die gemeinsame Diskussion von Fragestellungen aus den beiden unterschiedlichen Perspektiven, verbunden mit Inputs aus der Forschung, der Einbeziehung praktischer Erfahrungen usw., entsteht ein anwendungsbezogenes Wissen, welches zur Verbesserung der Praxis führt und zugleich Hinweise für die Theoriebildung liefert. Genau genommen entsteht didaktische Theorie – als Evidenzbasis – erst im Dialog von Forschern und Praktikern, indem Theorieangebote gemeinsam auf praktische Fragen bezogen werden, wobei gleichzeitig neues Wissen sichtbar wird. Es handelt sich um einen Situierungsvorgang: Praktiker und Forscher applizieren gemeinsam theoretisches Wissen auf Anwendungssituationen und modifizieren dabei immer auch Theorien.

Theorien sind dabei dann keine konkreten Arbeitsanweisungen; sie sind Interpretationsfolien zur Erfassung und Strukturierung von sozialer Wirklichkeit, Mittel zur Verständigung über diese Wirklichkeit und eine zentrale Grundlage für die Planung, Durchführung und Überprüfung von Interventionen in der sozialen Wirklichkeit. Der Dialog von Forscher und Praktiker über diese Dinge befördert Praxis wie auch Forschung und